tilie fällt bei dem Gedanken an eine neunzehnjährige Stiefschwiegermutter in Ohnmacht. Alle seelischen Erregungen der letzten Monate führen endlich im November 1823 zu einer schweren Erkrankung des Dichters, von der sich Goethe erst im Dezember wieder langsam erholt. Doch kaum genesen, bestürmter die ferne Geliebte und deren Mutter von neuem wieder unablässig mit Briefen und Bitten. Seine Sehnsucht kann und will nicht entsagen. Noch im Oktober 1824 vermag ihn die Tatsache, daß Frau von Levetzow mit ihren Töchtern Weimar durchreist hat, ohne ihn zu besuchen oder auch nur zu benachrichtigen, aufs tiefste zu verwunden und nieder zu drücken.

Es währte noch fast ein Jahr, bis der Dichter zum unabwendbaren Verzicht endlich die Kraft fand. Viel, viel später erst erlangte er sein seelisches Gleichgewicht wieder. Völlig vergessen aber hat er Ulrike nie mehr. In treuer, wunschloser Freundschaft blieb er ihr verbunden. Und noch an seinem letzten Geburtstage schrieb er aus Ilmenau, daß er „jenes Glas" — einen Becher, in den Ulrikes Namenszug eingraviert war und den sie ihm einmal geschenkt hatte — vor sich stehen habe, daß es ihm die schönsten Stunden vergegenwärtige und daß seine Gesinnungen für sie und ihre Familie „ewig unwandelbar" bleiben würden.

Ulrike von Levetzow konnte den greisen Dichter gleichfalls nicht vergessen. Dreizehn Heiratsanträge, die sie im Laufe der Jahre erhielt, schlug sie aus und führte, umgeben von zahllosen, zärtlich geliebten Hunden, auf ihrem weltfernen Schlosse ein stilles, zurückgezogenes Leben, das die unauslöschliche Erinnerung an die Jugendtage in Marienbad noch bis ins höchste Alter erfüllte und verklärte.

Der Schönheitssalon im Irrenhaus

Lippenstift und Dauerwellen an Stelle der Zwangsjacke. — Schönheitspflege aus Staatsmitteln.

Von Harry Wilkins - Milwaukee.

Der Lippenstift und seine Anhängerinnen, besonders die amerikanischen, sind nicht ganz mit Unrecht zur Zielscheibe des Spottes geworden. Die Natur hat unsere Frauenwelt mit Lippen ausgestattet, die schön und anziehend genug sind, um des künstlichen Rotes entbehren zu können, und den Männern ist es sicher lieber, sie küssen einen frischen Mund als ein mehr oder weniger abfärbendes chemisches Produkt.

Und doch ist der Lippenstift und mit ihm das ganze Heer der modernen Schönheitsmittel in letzter Zeit sogar zu amtlichen Ehren gekommen. Verschiedene Irrenhäuser und Heilanstalten des nordamerikanischen Illinois haben nämlich die Schönheitspflege ihrer Patienten zu einem regelrechten Bestandteil der Krankenbehandlung gemacht.

Aus dieser etwas ungewöhnlichen Tatsache darf aber nicht der allerdings naheliegende Schluß gezogen werden, daß dem Staat am guten Aussehen seiner Pflegebefohlenen an sich etwas gelegen ist. In Wirklichkeit bilden Lippenstift, Dauerwellen, Maniküre und sonstige kosmetische Behandlungen in den betreffenden Anstalten den modernen und zweckmäßigen Ersatz für Zwangsjacke, Gummizelle und andere Einrichtungen, die zur Beruhigung der Kranken dienen sollten, ihren Zweck aber nicht immer erfüllten, sondern im Gegenteil das Leiden oft nur verschlimmerten.

In der Anstalt zu Kankakee, die das Verfahren als erste einführte, befinden sich rund zweitausend geisteskranke Frauen in den verschiedensten Stadien. Jede von ihnen besucht den Schönheitssalon seit seiner Einrichtung mindestens einmal innerhalb von vierzehn Tagen. Sie erhält dort eine Gesichtsmassage und Kopfwäsche. Dauerwellen werden ihr gebrannt und die Hände gepflegt. Lippenstift, Reispuder, Augenbrauenschwarz und alle anderen Hilfsmittel der künstlichen Verschönerung finden bei ihr Anwendung. Jeder Wunsch, den die Kranke in dieser Beziehung äußert, wird erfüllt, wenn das Ergebnis auch manchmal nicht den üblichen Begriffen von Schönheit entspricht. Die behandelnden jungen Damen und die ihnen zur Seite stehenden angelernten Leichtkranken sind angewiesen, den Irren mit der gleichen Höflichkeit zu begegnen, als seien diese gut zahlende Kundinnen. Man will die Kranken für Stunden ihre Lage vergessen lassen und sie glauben machen, sie seien noch ein vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft.

Selbst die hundert geineingefährlichen Insassen der Tobsüchtigenabteilung von Kankakee werden, so weit es ihre eigene Sicherheit und die der „Schönheitssachverständigen" erlaubt, zum Salon zugelassen und verhalten sich während der Behandlung mit ganz wenigen Ausnahmen vollkommen ruhig, selbst wenn sie kurz vorher mit Gewalt gebändigt werden mußten. Seit Einführung dieser neuartigen Behandlung hat die Leitung des Irrenhauses vollständig auf den Gebrauch eines Marterinstrumentes verzichtet, das Tobsüchtige zur Ruhe bringen sollte. Es war dies eine Bettstelle aus starkem Eichenholz, mit Stäben umgittert, die von oben noch dazu geschlossen werden konnte, so daß die Irre darin wie in einem Käfig lag. Für das Pflegepersonal bildete es das einfachste Hilfsmittel, um sich der Tobsüchtigen zeitweise zu entledigen, doch für die Kranke mußte dieser Betthäfig eine entsetzliche Tortur sein, und verschiedentlich schlugen sich Irre an den Stäben den Schädel ein. Heute wartet selbst der Tobsüchtigste stundenlang in aller Ruhe vor dem Schönheitssalon der Anstalt bis die Reihe an ihn kommt.

Ein anderes Irrenhaus des Staates Illinois, das zu Elgin, hat statistische Ermittlungen über die Tätigkeit seiner vier beamteten „Schönheitssachverständigen" angestellt. Im Verlaufe der letzten zwölf Monate wurden dort mehr als 27 000 Kopfwaschungen vorgenommen und sechzehntausendmal Dauerwellen gebrannt, ein „Umsatz", mit dem mancher Salonbesitzer im gewöhnlichen Leben mehr als zufrieden sein würde.

Die Behandlung wirkt nicht nur an sich beruhigend, sondern in vielen Fällen geradezu heilend auf den Gemütszustand der Kranken. Die gleiche Erfahrung konnte auch im Chicagoer Sanatorium für Lungenschwindsüchtige bei Kranken gemacht werden, die durch ihren Zustand niedergedrückt waren. Deshalb wird dort jede Patientin, die körperlich dazu in der Lage ist, in den Schönheitssalon des Sanatoriums geschickt.

Steht die wohltuende Wirkung dieser Behandlung auf Gemütskranke fest, so muß auch eine Erklärung dafür gefunden werden. In erster Linie dürfte die Kopf- und Gesichtsmassage, die Wärme, die sich beim Brennen der Dauerwellen entwickelt, rein körperlich angenehm empfunden werden und beruhigend wirken. Massage ist ja seit langer Zeit als Mittel gegen überreizte Nerven bekannt.

Die Hauptwirkung der Schönheitsbehandlung liegt aber sicher auf anderem Gebiete. Das Leben in einem Irrenhaus alten Systems war oft derartig eintönig und nervenzerrüttend, daß Insassen im Anfangsstadium der Krankheit dort nicht selten völlig geistesgestört wurden. In neuerer Zeit hat man erkannt, daß die Abwechselung, die Ablenkung von ihrem Zustande die erste Voraussetzung für die Heilung der Kranken bildet oder wenigstens dafür, daß ihr Zustand sich nicht verschlimmert. Der Gemütskranke muß irgendwie beschäftigt werden, um seinen Zustand zu vergessen. Und was kann einer Frau angenehmer sein, als sich mit der Pflege ihres Aeußeren zu befassen? Außerdem sind die meisten Amerikanerinnen, die in den Heilanstalten leben, aus ihrer Vergangenheit her mit dem Besuch der Schönheitssalons vertraut, und selten knüpft sich daran eine unangenehme Erinnerung, höchstens die des Bezahlens, das ja hier in der Anstalt fortfällt. Vor allem aber weckt die höfliche Behandlung, die Sorgfalt, die man den Kranken in den Salons der Irrenhäuser angedeihen läßt, das Selbstbewußtsein der Frauen. Sie glauben wieder, daß sie ihren glücklicheren Schwestern draußen in der Welt gleichgestellt sind. Sie fühlen sich wieder in das normale Leben eingereiht, wenn auch nur für Stunden, und sind bemüht, sich in ihrem sonstigen Benehmen anzupassen.

Eine weitere heilsame Wirkung ist in dem Zwang zu suchen, den die Einrichtung der Schönheitssalons denjenigen Kranken auferlegt, die — wie so oft beobachtet werden kann — als Folge ihres Zustandes ihr Aeußeres vernachlässigen. Nicht selten wird die Erfahrung gemacht, daß Frauen, die früher den größten Wert auf ihre Erscheinung legten, im Irrenhaus verschlampen, weil sie kein Interesse mehr am Leben haben. Sie, die nun gezwungen werden, mit anderen Frauen den Schönheitssalon der Anstalt aufzusuchen, empfinden den unangenehmen Eindruck der Vernachlässigung, den ihre Mitschwestern bieten. Außerdem liegt es in der Psyche des Weibes begründet, daß die Schönere, die Gepflegtere Neid erweckt. Selbst die vernachlässigte Irre versucht deshalb die andere auszustechen, und dank der Hilfe des Schönheitssalons wir aus ihr in den meisten Fällen langsam wieder die Frau, die etwas auf ihr Aeußeres gibt.

Aus dem Engen und Weiten

Poetisches Angebot.

Während bei uns die Heiratsinserate meist nüchtern gehalten sind und durch die Wucht der Tatsachen zu wirken suchen, wendet man sich im Lande des Mikado an die Herzen und sucht durch lyrische Schilderungen Bewerber anzustacheln. Bezeichnend dafür ist etwa eine Annonce, wie ich sie kürzlich in einer Tokioter Zeitung fand: „Ich bin eine schöne Frau. Mein in Wellen fließendes Haar umhüllt mich wie eine zarte Wolke. Meine Taille ist biegsam wie der Weidenbaum im Wind. Mein Gesicht ist süß und leuchtend wie der seidige Glanz der Blumen. Ich bin begütert genug, um leicht und glücklich durchs Leben zu wandeln, die Hand in der meines Geliebten. Wenn ich einem anmutigen Herrn begegne, der klug ist, reich gebildet und angenehm von Sitten, so werde ich mich mit ihm für das Leben vereinigen, und ich werde dann später das Vergnügen haben, mit ihm die ewige Ruhe zu teilen, von der ein Grabmal von rosa Marmor kündet."

„Alles ist relativ . . ."

Gozlan erzählt eine Geschichte, die Balzac lange Zeit tief beunruhigte und die der Dichter nie vergessen konnte.

Auf der Straße traf Balzac einen flüchtig Bekannten, der vom Kopf bis zum Fuß in schweres Schwarz gekleidet war und so seine Trauer spazieren führte. In der wohlmeinenden Absicht, wenn möglich ihm Trost zu spenden, redete Balzac ihn an: „Sie sind in Trauer? Welch schwerer Verlust hat Sie denn betroffen?"

Erstaunt sah der Mann auf: „Wieso Verlust? Ich habe doch nichts verloren? Witwer bin ich geworden!"

Fürst Bülow und die Linde für sein Grab.

Das Daheim (66. Jhg. Nr. 6) erzählt folgende Anekdote vom jüngst verstorbenen Reichskanzler von Bülow: Max Bewer hat vor etwa zwanzig Jahren einen Spruch gedichtet, der Bismarcks und Bülows Eigenart sinnvoll zu unterscheiden versuchte. Er lautet:

„Rauh und mild wie unser Klima
wechseln auch die Kanzler ab,
Bismarck Eichen, pflanzet Bülow
eine Linde auf das Grab!"

Der Fürst aber schrieb dem Dichter: „So milde wie Sie anzunehmen scheinen, bin ich vielleicht doch nicht; mit der Linde auf dem Grabe aber bin ich ganz einverstanden, denn sie ist ein deutscher Baum!"

Neue Hauswirtschaft. Eine Monatsschrift für Reform des Hauswesens. Herausgegeben von Dr. Erna Meyer, München. K. Thienemanns Verlag, Abteilung Neue Hauswirtschaft, Stuttgart. Preis im Vierteljahr RM. 2.—. Einzelheft 75 Pfg. Von diesem neuen Hausfrauenblatt, das den Frauen von heute in allen Fragen der Hauswirtschaft Helfer und Berater sein will liegt das 11. Heft vor. Waren die früheren Hefte hauptsächlich der Herabsetzung der Last der häuslichen Kleinarbeit durch geschickte, Kräfte schonende Arbeitsweise und Arbeitsteilung, sowie Verwendung entsprechender bereits erprobter Hilfsmittel gewidmet, so wird in diesem Heft eine Arbeit, die zu den unangenehmsten und aufreibendsten der Hausfrauen gehört, nämlich die der großen Wäsche angepackt. Ist dies doch ein Punkt, wo aus Unverständnis für das eigentlich Wesentliche des Waschprozesses so unsagbar viel unnötige Schwerarbeit geleistet oder viel teures Geld für Waschfrauen verdient wird. Wie manche Frau und wie mancher Ehemann, die unter der Qual des Waschtages und der Ungemütlichkeit des ganzen Tages zu leiden hatten, würden erlöst aufatmen, wenn ihnen endlich klar würde, daß die meisten neuzeitlichen Verfahren außer gewaltiger Ersparnis an Kraft und Zeit nicht teurer, sondern billiger sind als die bisherigen. Natürlich muß man unter den vielen Systemen dasjenige herausfinden, was für die Größe der Families gerade das richtig ist. Das vorliegende Heft der „Neuesten Hauswirtschaft" gibt hier nun neben vielem anderen Interessanten eine ganz objektive Aufklärung über alle verschiedenen Verfahren und ihre Eignung und Rentabilität für die verschiedensten Kreise.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sauk, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

39 Altena, den 12. November 1929

Liegt der guten Hausfrau daran „Dame" zu sein?

Niemals, zu keinem Zeitalter, hat die Frau des guten Mittelstandes mehr arbeiten müssen als in der Jetztzeit, und selten hat sie mühseliger ihren Beruf als Hausfrau erfüllt. Das liegt an der Schwere der Zeit und an der Sisyphusarbeit, mit wenig Geld große Ansprüche zu erfüllen. Die Frau, die sich sonst Bedienung leisten konnte, meint heute ununterbrochen von früh bis in die Nacht tätig sein zu müssen, sie, die einst für alles geistige Geschehen Interesse hätte, die gute Bücher las, sich als Mädchen gemütliche Spaziergänge leisten konnte, sie muß jetzt jede Stunde nützen, sonst wird sie nicht fertig. So meint sie. Und da die Arbeit gleichmäßig und eintönig ist und immer wieder Kampf und Unordnung bedeutet, wird sie ihres Tagwerks überdrüssig, sie läßt sich gehen, ihr liegt wenig an äußerem Eindruck, sie ist für geistige Anregungen nicht mehr empfänglich, weil sie zu müde ist, die Spannkraft der ersten Jugend läßt zudem nach, und Mann und heranwachsende Kinder haben, wenn sie zu Hause sind, den Anblick einer abgearbeiteten Frau, die im nicht immer einwandfreien Hauskittel herumläuft.

Es ist erklärlich, wenn das Interesse des Mannes erkaltet, wenn die Kinder die Mutter vernachlässigen — die Mutter hat ja doch keine Aufmerksamkeit mehr für das, was man ihr erzählt —, ihre Gedanken sind schon längst wieder bei der großen Wäsche morgen, oder beim Hausputz, der unaufschiebbar ist. — —

Die Hausfrau, die sich so einstellt, ist töricht! Läßt sie sich gehen — läßt man sie gehen! Der Mann sieht im Beruf gut angezogene, muntere Frauen, da macht ihm das Jammerbild zu Hause Unbehagen, und die üble Laune der Aermsten, die doch nur ihrer Ueberarbeitung zuzuschreiben ist, treibt ihn aus dem Hause, und das einstige Glück der Ehe ist dahin!

Die Gattin und Mutter darf niemals ganz in ihrem Beruf als Hausfrau aufgehen! Sie muß unbedingt an sich denken, denn dadurch gerade hält sie sich frisch und Leistungsfähig. Jede Hausfrau sage ich: als Frühstückspause nehme ich mir eine halbe Stunde, da lese ich gemütlich meine Zeitung und pflege mich mit einem guten Essen. Eine halbe Stunde vor Tisch muß mein Essen fertig sein, denn diese halbe Stunde brauche ich, um mich zum Empfang meines Mannes und meiner Kinder zurechtzumachen, damit ich meine Lieben nett und vergnügt empfangen kann. Um vier Uhr des Nachmittags bin ich mit aller groben Arbeit fertig, was bleibt, bleibt! Morgen ist auch ein Tag! Mich hetzt ja niemand, nur ich selbst tue das, und ich sehe ein, daß das Unsinn ist. Diese Zeit bis zum Abendessen gehört mir. Da lese ich ein gutes Buch, da gehe ich ins Freie, ich bin kein Arbeitstier, und auch dem gönnt ja jeder seine Ruhezeit. — Bei der Zurichtung zum Abendessen können alle Familienmitglieder helfen, denn allen wird daran liegen, daß Mutter bald fertig ist und dann behaglich mit am Tisch sitzt.

Sauber, frisch und heiter, muß sich die Frau erhalten, dann wird sie auch der Gefahr der Zurücksetzung, der Verbitterung, der Hysterie entgehen. Sie wird dem Mann ein guter Lebenskamerad bleiben und den Kindern eine liebe Vertraute, die für ihre Anliegen Zeit hat. Man sage mir nicht: in meinem Haushalt geht das bestimmt nicht so, wie Sie sich das denken, es würde alles drüber und drunter gehen, wenn ich nicht ununterbrochen tätig wäre! — Es geht liebe Hausfrau, es geht alles nach Wunsch einzurichten, und es kann doch ein gepflegter Haushalt bleiben! Denken Sie daran, daß noch nie ein Haushalt zugrunde gegangen ist, wenn plötzlich die Mutter starb, es gab Ersatz, eine Fremde oder Verwandte sprang ein, die erwachsenen Kinder mußten sich zur Hilfe bequemen, der Hausherr mußte ein wenig ran, — na, kurz und gut, es ging noch immer! Wie sollte es da nicht gehen, wenn die abgeplagte Frau ein paar Stunden am Tage, ihrem Stand und ihrer Menschenwürde angemessen, Dame sein will! Es gehört dazu nur Einteilung und der frische Wille: Ich will gesund bleiben und ich will Dame bleiben, ich will kein graues, verhärmtes Hausmütterchen werden!

Von großem Segen sind die Hausfrauenvereine, die Anregung, Vergnügungen und frohe Kameradschaft bieten und immer wieder die Frau aus dem langweiligen Einerlei des Tages herausreißen.

Das richtige Maß in der Zurückhaltung

Man findet es eigentlich nicht oft. Täglich kann man in der Straßenbahn, in Lokalen oder in Parkanlagen erleben, daß irgendein Fremder ungenierte Fragen stellt, als wäre er ein Staatsanwalt oder Untersuchungsrichter oder aber, daß er, was fast noch schlimmer ist, ungefragt seine intimsten Angelegenheiten auszukramen beginnt.

Nichts wirkt auf einen gebildeten und fein empfindenden Menschen abstoßender, als wenn einer, den er erst vor wenigen Augenblicken kennen lernte, seine privaten, geschäftlichen, vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Angelegenheiten vorzutragen anfängt. Es ist das nicht nur taktlos, sondern auch zudringlich, es wirkt nicht nur abstoßend, weil es eine Respektlosigkeit vor der natürlichen Interessensphäre des Nächsten darstellt, der das notgedrungen anhören muß, obwohl es ihn im Innersten langweilt. Es ist auch aus dem Grunde im höchsten Grade zurückschreckend, weil der unfreiwillige Zuhörer innerlich darauf gefaßt ist, um einen Rat, um eine Hilfeleistung oder eine geschäftliche Gefälligkeit gebeten zu werden.

Nur die richtige Dosis von Zurückhaltung und Distanz nämlich kann Freundschaften und geschäftliche Verbindungen dauernd gestalten. Wo die Zurückhaltung des einen oder des anderen Partners fehlt, wird das Vertrauen in andern zweifellos untergraben. Es ist Sache des Taktes und der guten Erziehung, genau zu empfinden, wie weit man in den Erzählungen vor die eigene Person gehen darf. Denn für die meisten Menschen ist es ebenso uninteressant wie unangenehm, von intimen Angelegenheiten anderer unfreiwillig Kenntnis zu erlangen.

Man sagt den Frauen nach, daß sie Klatsch und Tratsch lieben. Die Frau von heute jedoch hat mit sich selbst genügend zu tun und ist froh, wenn ihr die Kenntnis um fremde Angelegenheiten erspart bleibt. Men[illegible] den Tratsch lieben, sind entweder innerlich leer und unausgefüllt, oder aber indiskret-neugierig.

Es gibt allerdings auch eine allzu große Zurückhaltung; sie kann zwar nicht derartiges Unheil anrichten wie die zu geringe, aber da, wo sie zwischen einander nahestehenden Personen Platz greift, also zwischen Eltern und Kindern oder aber zwischen Ehegatten, da wird sie zum zerstörenden Element, zur entfremdenden Kluft zur zersetzenden Fam...enkatastrophe. Sagte doch kürzlich erst ein Pariser Gericht, als ein Gatte auf Ehescheidung klagte, weil seine Frau weder für seine Person noch für seine geschäftlichen Angelegenheiten das geringste Interesse an den Tag legte, auf die Einwendungen der Gattin, die vorbrachte, ihr Mann halte sich eine Geliebte, folgende salomonischen Worte: „Die Frau ist schuldig! Die Ehe ist aus Verschulden der Frau zu lösen. Selbst wenn der Mann eine andere Frau zu seiner Vertrauten und Geliebten machte, ist ihm keine Schuld zuzumessen, da es in der Natur des Menschen liegt, sich mit einem anderen Menschen auszusprechen. Diesen natürlichen und in der ehelichen Gemeinschaft begründeten Wunsch konnte der Ehemann in diesem Falle nicht befriedigen. Das Bedürfnis nach ständiger Aussprache ist nicht der letzte Grund zur Schließung einer Ehe".

In der Zurückhaltung kommt es mehr noch als bei den sonstigen Dingen dieser Welt auf das richtige Maß an!

Li.

Zur Psychologie der Frauennamen

Nomen est omen, sagten die alten Römer. Das bedeutet soviel, als daß der Namen eine Vorbedeutung habe, was tatsächlich stimmt.

Jedermann stellt sich unter einem Mariechen eine andere Art Frau vor, als etwa unter einer Daisy, Sybil oder Dagmar, obwohl das eigentlich nicht einmal zutreffen muß, denn es gibt sehr viele hausfrauliche Daisys und sehr weltliche und mondäne Mariechens.

Eltern, die ihren Kindern ungewöhnliche oder auffällige Namen geben, erschweren ihnen damit häufig den Lebensweg. Gerade heute ist es vielfach Mode, Namen zu wählen, die irgend einer religiösen, politischen oder sonstigen fanatischen Einstellung entspringen. Die Eltern vergessen hierbei sehr oft, daß das auf diesen Namen getaufte Kind dadurch geradezu den Stempel einer Weltanschauung auf den Lebensweg bekommt, die es nun, ganz gleich, ob es ihr eben falls angehören wird, jahrzehntelang, das ist meist noch zu einer Zeit, wo diese Strömung sicherlich bereits unbekannt sein wird, mit sich tragen muß.

Unrichtig ist es auch, seinem Kinde einen Namen zu geben, der fremdartig klingt, und von dem viele Menschen nicht mal wissen, wie er auszusprechen ist. Macon, Mabel oder Celestine sind aparte Namen, aber die wenigsten Menschen werden ihre richtige Aussprache kennen. Wo dies vermieden werden kann, soll es daher geschehen.

Oft kommen junge Mütter durch die Romanlektüre dazu, ihren Kindern seltsame und eigentümliche Namen zu geben. Der Held oder die Heldin eines Romans gefallen ihnen bezüglich ihrer Charaktereigenschaften so, daß sie beschließen, ihr Kind einst so zu nennen. Dieser romantischen Einstellung ist eigentlich nichts entgegenzuhalten, höchstens, daß der Name passend und irgendwie mit dem Zunamen harmonisch vereinbar sein soll. Denn Namenszusammenstellungen wie etwa Brünhilde Mayer oder Rebekka Müller entbehren nicht einer gewissen Komik; Disharmonie ist ja stets ein Grund zur Lächerlichkeit und in diesem Falle wird sie es in besonderem Maße.

Ein junges Mädchen z. B. klagte bitter darüber, daß sie von ihrer etwas romantischen Mutter den Namen Hero erhalten habe. Es erschwere ihr jede Anstellungsmöglichkeit. Eine Bürodame, die diesen seltsamen Namen trage, werde stets etwas mißtrauisch angesehen. Ich mußte ihr innerlich recht geben, besonders, da es sich um eine kleine Provinzstadt handelte, wo dieser Name wohl kaum zum zweiten Male vorkam.

Es gibt aber nicht nur romantische Ausnahmennamen, sondern auch sogenannte Modenamen. All die Ursulas und Barbaras, die heute heranwachsen, werden später einmal von einem geschulten Psychologen ohne weiteres den Jahr-

Blonde Strähnen am Meeresstrand

Der Wirklichkeit nacherzählt von Georg Eschenbach

Eine steile Klippe sprang weit in das blaue Meer hinaus und schützte die kleine Bucht vor der Brandung. Die Abendsonne warf ihr Lichtbündel als goldene Straße über das seichte grüne Wasser des Golfes und tauchte die Uferberge in lodernde Flammen.

In der kleinen Bucht lag ein Segelboot Die Wellen schaukelten es leicht, und die beiden jungen Männer auf dem Deck träumten in den Abend hinaus. Sechs Wochen, die so beseligend lang erschienen, sechs Wochen köstlicher Ferien sollten sie hier im Mittelmeer verbringen, weitfort von der Heimat, die sich in Herbstnebel hüllte, sechs Wochen des Losgelöstseins vom Alltag. Der Auftakt dazu, der erste Abend hier in der stillen Bucht, schien ihnen wie die Vorahnung eines köstlichen Geschenkes, das ihnen das Schicksal reichen wollte.

Da sahen die Männer ein Segel hinter der Klippe auftauchen. Ein Boot, nicht größer als ihres, schnitt durch die Wellen und zog das bewegte Dreieck seines Kielwassers durch die goldene Sonnenstraße. Im weißen Matrosenanzug stand eine Gestalt am Ruder. Sie führte die Hand an die Augen und schien die Küste nach einem Anlegeplatz abzusuchen.

Einer der beiden Männer hob das Fernglas: „Es ist ein Mädchen. Es scheint allein zu sein. Wir werden es auf unsere Bucht hier aufmerksam machen müssen, denn wo sollte es sonst in der Nähe anlegen?“ Dem anderen stand das Bedauern über die Störung ihres Friedens auf dem Gesicht; doch er legte die Hände wie ein Sprachrohr an den Mund: „Schiff ahoi!“

Das Mädchen wandte den Kopf. Doch der Mann mit dem Fernglas wunderte sich: „Sie scheint über das Zusammentreffen mit Fremden nicht erfreut zu sein. Wir müssen sie aber veranlassen, hier festzumachen, denn sie kann in der Nacht nicht auf dem Meere bleiben.“

„Nicht nötig. Sie kommt schon von selbst.“

Beide Boote lagen längsseits in der kleinen Bucht, und die Männer sahen zu der Fremden hinüber. Sie stand groß und schlank in ihrem weißen Anzug neben dem Mast. Sie war schön und jung, doch in ihren dunklen Augen lag etwas, das der Angst eines gehetzten Tieres glich, und als sie die Blicke der Männer prüfend auf sich ruhen sah, fuhr sie hastig und wie verlegen nach dem Nacken. Da bemerkten die beiden erst, daß ihr blondes Haar ungleichmäßig geschnitten war, als habe ein Stümper sich daran versucht.

Die Männer halfen ihr aus der Verlegenheit. Sie boten der Fremden die Hände hinüber: „Kommen Sie zu uns, und seien Sie heute abend hier in der Einsamkeit unser Gast. Wir heißen Klaus und Hans.“ Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann nahm es die hilfsbereiten Hände an und schwang sich auf das andere Boot hinüber: „Und ich heiße Elsa.“

Sie saßen zu dritt in der Kabine, und die Männer erzählten. Sie sprachen von dem Urlaub, der vor ihnen lag, von den Schönheiten der Natur, die sie genießen wollten. Sie hofften, auch die Fremde werde vom Woher und Wohin berichten. Aber Elsa schwieg. „Ich fahre seit Wochen allein“, war die einzige Auskunft, die sie gab. Und doch fühlte Klaus, daß die Nähe zweier Menschen ihr wohl tat: „Sie muß etwas Hartes erlebt haben, denn noch immer sitzt die Furcht in ihrem Blick.“ Sie dauerte ihn, und er glaubte, es sei Mitleid, was ihn zu dem unerwarteten Gaste zog. —

Er freute sich wie ein Kind, als sie am nächsten Morgen, da sie sich schon die Hände zum Abschied über das Wasser reichen wollte, unvermittelt und bittend sagte: „Ich habe keinen festen Plan, und bin des Alleinseins müde.“

„Bleiben Sie bei uns! Fahren Sie mit uns die Küste entlang.“

Sie wurden drei gute Kameraden. Sie teilten sich die Arbeit auf den Booten, und die Männer empfanden wohltuend die Frauenhand, die in ihrer Kajüte waltete.

Bald wußte Klaus, daß ihn mehr als Kameradschaft zu dem schönen, stillen Mädchen zog, und als er an einem Abend wie dem, der sie zusammengeführt, neben Elsa auf dem Kajütendache saß, während Hans am Ufer nach einer Quelle suchte, da küßte er sie zum ersten Male. Sie wehrte sich nicht, sie schien sich in seinem Arm geborgen zu fühlen, und doch sah er wieder den gehetzten Blick in ihren Augen Sie senkte die Lider und faßte unwillkürlich nach dem Nacken, wo die mißhandelten blonden Haare sich zu Locken zu kräuseln begannen

Er nahm ihre Hand und legte ihren Kopf an seine Brust, wie bei einem Kind, das getröstet werden will. Und Elsa dankte ihm mit einem Bekenntnis: „Ich weiß, daß mein scheues Wesen Dich befremden muß, daß nur der Takt Euch beide hinderte, mich zu fragen, warum ich allein war, als ich Euch traf. Mit zwei anderen fuhr ich vor Wochen auf meinem Boote aus, mit einer Freundin und deren Mann. Es war nicht meine Schuld, wenn die Eintracht nicht lange unter uns herrschte, wenn der Mann mir mehr Aufmerksamkeit schenkte, als es selbst das enge Zusammenleben verständlich machte, wenn meine Freundin mich zu hassen begann. Ich stieß ihn zurück, als er einst mein Haar zu küssen versuchte, von dem er sagte, es habe ihn berückt. Ich sah den haßerfüllten Blick meiner Freundin und erschrak. Es war eine Erlösung für mich, als eilige Geschäfte den Störenfried nach Hause riefen. Ich hoffte, die Eintracht würde wieder auf unserem Schiffe herrschen. Doch ich irrte mich.

Kaum hatte ihr Mann Abschied genommen, da machte mir die Freundin bittere Vorwürfe Ich suchte sie zu beschwichtigen, doch ihre Erregung steigerte sich zur Wut. Ich entzog mich ihren Kränkungen für den Augenblick durch ein Bad im Meer. Es war dort drüben im Golf von Porto.

Dann saß ich auf dem Bootsrand und ließ meine langen Haare trocknen, auf die ich stolz war. Die Erinnerung an die beleidigenden Worte der Eifersüchtigen fraßen noch in mir, und ich suchte vergeblich meine Erregung zu dämpfen.

Da fühlte ich plötzlich, wie mein Haar mit schnellem Griff im Nacken zusammengerafft wurde. Ich wollte mich wehren, aufspringen, doch schon spürte ich ein Reißen im Nacken, und als ich der Feindin gegenüber stand, sah ich in ihrer Hand ein Messer, in der anderen mein Haar. Mein Haar, auf das ich so stolz war!“

Klaus wunderte sich nicht, daß die Erinnerung an den feigen, Ueberfall Elsa vor Erregung zittern ließ, und er fuhr der Weinenden sanft über die kurzen Locken: „Denke nicht daran, Elsa, vergiß das häßliche Erlebnis. Du bist auch mit kurzen, modischen Haaren berückend schön, und die Zukunft liegt ja vor uns beiden.“ Sie schluchzte leise an seiner Brust, und Klaus vermied die Frage: „Wie trennte Ihr Euch?“

Der Urlaub verstrich nur zu rasch, und der Abschied kam, denn Elsa wollte noch am Meere bleiben. „Im Winter“, sagte sie bei der Trennung, „im Winter treffen wir uns wieder, und dann beginnt für uns der Frühling.“ Tränen standen in ihren Augen, als sie Klaus zum letzten Male küßte. Sie winkte vom Deck den Freunden nach, bis eine Klippe ihre schlanke weiße Gestalt den Blicken der Männer entzog . . .

Einen Tag später kreuzten die Freunde die kleine Bucht von Porto. Sie legten an, und Klaus ging mit dem Tau ans Ufer, um das Boot festzumachen. Da hemmte ein jäher Schreck seinen Fuß. Er glaubte an ein Trugbild und fuhr sich über die Augen. Doch das Entsetzliche blieb. Von den Wellen zwischen die Felsen gespült lag eine Frauenleiche, ein Messer in der Brust, und die zusammengekrallte Linke hielt dicke Strähnen blonden Haares. „Ist dies das Ende von Elsas Erzählung?“ Wie ein Fieberndes stürzte Klaus zum Boot zurück: „Wir fahren weiter, Hans, wir können hier nicht bleiben!“ Das Grauen zitterte noch in seiner Stimme.

Sie fuhren in der Nacht weiter nach Norden, und Hans ahnte, daß ein erschütterndes Erlebnis den Freund bewegen mußte.

Als sie am zweiten Tage einen kleinen Hafen anliefen, gab er Klaus einen Umschlag: „Von Elsa. Sie trug mir auf, Dir den Brief erst heute zu geben.“

Hastig, voll banger Furcht und wieder voller Hoffnung, griff Klaus danach und las ihn. Dann setzte er sich bleich auf das Kajütendach: „Hans, ich bitte Dich, laß mich allein. Ich kann Dir nicht sagen, was Elsa schreibt.“

Drei Tage später lasen die Freunde in der Zeitung: „Im Golf von Porto wurde eine Seeleiche ohne Bemannung angetroffen. Allem Anschein nach liegt ein Unglück vor.“

Später haben die Wellen Elsas Leiche neben die der erstochenen Feindin an den einsamen Strand gespült.

---

gängen 1920—1925 eingereiht werden können. Denn in diesem halben Jahrzehnt waren diese beiden Mädchennamen die große Mode. Während des Krieges waren Edith und Eva, ferner Erika und Lily sehr gebräuchliche Mädchennamen. Die Doppelnamen, wie Anneliese, Hannelore, Rosemarie usw. erfreuen sich immer noch großer Beliebtheit. Dies mag daher kommen, daß man augenblicklich wieder lange und volltönende Namen stark bevorzugt. Katharina, Renate, Alexandra, Irene, Brigitte und ähnliche gehören hierher. Vor etwa zwanzig Jahren lautete die Parole: kurz und schlicht. Da taufte man die kleinen Mädchen auf die Namen Anna, Herma, Erna, Alma; denn die Zweisilbigkeit war damals Trumpf.

Schön innig wirken eigentlich Familiennamen, sich stets von der Mutter auf die Tochter fortpflanzen. Diese Namensgebung entspringt einem sittlichen Ernst und dem Sinn nach Tradition. Zu verdammen aber sind die verstümmelnden und entstellenden Abkürzungen vieler Namen, die sich allmählich zur Gewohnheit heranbildens Ist Hede etwa schöner als Hedwig? Ist Tutti vornehmer als Gertrude? All die Los, Lus, Mis und Sus sind Namensentstellungen, die man sich eigentlich ein für allemal verbitten müßte.

Gebt Euren Töchtern vernünftige Namen. Bedenkt, daß dem Namen eine tiefere Bedeutung, eine Grundlage für die Vorstellung der betreffenden Menschen innewohnt. Und davon hängt heute in dem so sehr erschwerten Lebenskampfe sehr vieles ab.

Anna Lichtenstern.

Talentvererbung

Das Gebiet der Talentvererbung beschäftigt in neuester Zeit vielfach die Forschung, und es wäre zu wünschen, daß man zu neuen und interessanten Resultaten kommen möge Diese würden der Berufsberatung, der in unserer Zeit ungleich verteilter Arbeitskräfte wichtige Aufgaben zufallen, vorzügliche Grundlagen geben können, um damit dem Wohl der Allgemeinheit zu dienen.

Das Vorhandensein von Talenten wurde nicht zum geringsten als ein Gottesgeschenk angesehen, und was wäre berechtigter, als daß wir fragen: „Fallen Talente vom Himmel oder sind sie Erzeugnisse von Aufzucht, Ergebnisse von Entwicklungsstadien, die sich über eine kleinere oder größere Anzahl von Generationen erstrecken?“ — Das erstere scheinbar so oft, und in Wirklichkeit doch niemals. Immer sind natürliche Kräfte im Spiel, und immer bedarf es sorgfältiger Vorbereitung bis ein Talent fertig ans Licht der Oeffentlichkeit tritt. Aber die Natur läßt sich nicht in ihre Karten schauen und vergebens suchen wir den letzten Schleier wegzuziehen, mit dem sie die Geheimnisse aller ihrer Tätigkeiten verhüllt.

Altmeister Goethe rühmt sich, daß er vom Vater „die Statur, des Lebens ernstes Führen“, ererbt habe, — vom „Mütterchen die Frohnatur, die Lust am Fabulieren“. Indessen gab es nicht viele, die solch eine harmonische Ergänzung im Wesen ihrer Eltern auf den Lebensweg mitbekamen. In Biographien großer Männer wird oft dem Ursprung ihrer besonderen Gaben nachgespürt, ohne daß sich mehr als schwache Forschungsresultate ergeben. Aber auf was es allein ankommt, ist die Frage günstiger Blut- und Stoffmischung, Familien-, Stämme- und Rassekreuzung, und da eben stehen wir zu guter Letzt vor einem Tor, das für uns mit sieben Schlössern ohne Schlüssel gesperrt ist.

Unsere Kulturgeschichte ist reich an ganzen Künstlerfamilien, bei denen sich künstlerische Begabung von Generation zu Generation vererbt hat. Im Feld der Poesie möge die Familie Schlegel als Beispiel dienen. Zuerst die beiden Brüder Elias und Adolf, dann als zweites Brüderpaar Adolfs Söhne: August-Wilhelm, der berühmte Shakespeare-Uebersetzer und Friedrich, der Lucien-Dichter.

Vielleicht tritt in der Musik und in den bildenden Künsten die Talentvererbung noch deutlicher in Erscheinung, weil sich dabei mit dieser die mechanische Fertigkeit, die erlernbare Technik stärker als in der Dichtkunst verbindet. Das Genie Mozarts ist von dem tüchtigen Mittelmaß seines Vaters und Sohnes umrahmt. Eine höchste Leistung bedeutet die Familie Bach, aus der über ein halbes Hundert Musiker hervorgegangen sind. Schon der Urgroßvater Johann Sebastians, des gewaltigen Gipfels, hatte die Musik zur Profession, und noch ein Enkel von ihm war angesehener Genosse dieser Zunft. Den beiden Hans Holbein, Vater und Sohn, standen malende Brüder zur Seite. Man denke ferner an die niederländische Kupferstecherfamilie Galle oder an das Schweizergeschlecht Merian.

Mehr noch als künstlerische oder gelehrte Berufe pflegen sich praktische innerhalb der Familie fortzupflanzen. Gewiß, man kann auch hier von Talentvererbung reden. Meist ist jedoch die Ueberlieferung und das Beispiel zu einem unentwirrbaren Knäuel verflochten. Schwer läßt sich da unterscheiden, wo das wirkliche, von der Natur verliehene Talent aufhört, und wo das beginnt, was sich der Sohn durch Vorbild und Unterweisung des Vaters, durch Einführung in dessen Art angeeignet hat. Praktische Ergänzungen gesellen sich noch dazu. Die Verführung ist groß, daß sich der Sohn ohne weiteres in das blühende Geschäft des Vaters setzt oder dessen gut gehende Arzt- oder Anwaltspraxis übernimmt. Söhne von Akademikern ergreifen wiederum die Dozentenlaufbahn, worin ihnen die Väter den Weg zu ebnen vermögen. Im allgemeinen wirkt eine solche Fortsetzung des Berufes durch Generationen durchaus nicht günstig. Oft handelt es sich sogar nur noch um mechanisch fortgepflanzte Fertigkeit, um eine Art von geistiger Inzucht, die schließlich zur Verknöcherung führen muß. Eben darum sind viele Söhne von vornherein und grundsätzlich abgeneigt, dem Beruf des Vaters zu folgen; sie wollen nicht gewissermaßen sein Leben fortführen, sondern ihr eigenes Leben, und alles der selbständigen Kraft verdanken. Aus Furcht vor gefährlichem Vergleich vermeiden sie den Beruf des Vaters um so entschiedener, je mehr sich dieser darin ausgezeichnet hat. Auf diese Weise verhindern sie, daß ein schwaches Lämpchen noch fortbrennt, bis der letzte Tropfen Oel versiegt ist und bereiten ihrer Familie neue Zukunftsmöglichkeiten, die zu neuer Talentsteigerung durch Vererbung führen können.

Dr. Gehrke.

Mein Beruf und die Liebe

Von Lyade Putti.

Anmerkg. der Schriftltg.: Die weltberühmte Filmschauspielerin weilt gegenwärtig in Deutschland.

So unwahrscheinlich es für den eifrigen Kinobesucher auch klingen mag — Beruf und Privatleben, meine Arbeit am Film und meine Vergnügungen und Liebesangelegenheiten habe ich niemals miteinander verquickt. Diese Dinge sollten nach meiner Ansicht streng getrennt bleiben. Sie werden in den meisten Berufen scharf geschieden, aber wenn vom Filmstar die Rede ist, so möchte das Publikum gern annehmen, privates und berufliches Leben — nämlich die Liebesgeschichten auf der Flimmerwand und die im wirklichen Leben — seien hoffnungslos ineinander verstrickt.

So weit es mich betrifft, muß ich feststellen, daß dies nicht der Fall ist; ich ziehe stets einen scharfen Trennungsstrich zwischen der Arbeit und der Liebe, und ich denke, daß in meiner Laufbahn als Filmschauspielerin Liebesgeschichten von sehr geringer Bedeutung gewesen sind. Ich kann mich nicht entsinnen, daß die Liebe mir geholfen hätte, bessere Rollen, höhere Einkünfte, vorteilhaftere Verträge zu erlangen; ebensowenig erinnere ich mich, daß mich Liebesangelegenheiten gehindert hätten, meine Pflicht zu erfüllen. Ich darf ruhig sagen: Ich habe meinen Aufstieg ganz allein durch eigene Kraft erzwungen, ohne die besondere Hilfe irgend eines Menschen und ohne besondere „Protektion“ — wie man es zu nennen pflegt —, mit Ausnahme vielleicht unmittelbar zu Beginn meiner Laufbahn, vor einigen Jahren, als ich durch Joe May, den berühmten deutschen Filmhersteller, meine erste führende Rolle erlangte.

Hiermit will ich natürlich nicht sagen, daß die Liebe in meinem Leben keine bedeutende Rolle spielt. Im Gegenteil. ich betrachte die Liebe als eins der wichtigsten Dinge — oder als das wichtigste — von der Welt, als eins der wenigen Dinge, die das Leben lebenswert machen. Die Liebe, mit einem großen „L“, ist dasjenige Wort, welches zu den verschiedensten Meinungen Anlaß gegeben hat. Manche Menschen halten sie für das einzige Erhabene in unserem Leben; andere buchstabieren die Liebe mit einem kleinen „l“ und bezeichnen sie als erhabenen Unsinn. Wieder andere (und nach meiner Ansicht verdienen sie den Namen „menschliche Wesen“ nicht) sprechen von lächerlicher Sentimentalität. Bezeichnet man die erste Ansicht als altmodisch — nun, dann tut es mir leid, denn in diesem Falle bin ich ebenfalls altmodisch; obwohl mir noch niemals jemand vorgeworfen hat, ich befände mich im Hintertreffen, besonders was die Liebe anbetrifft.

Ich halte es für eine äußerst einfältige Anschauung, daß es im Entstehen und in der Technik der Liebe keine Wandlung und keinen Fortschritt geben soll. Gerade so wie die „eine große bis ans Lebensende währende Leidenschaft“, die als das Ideal der mittleren Klassen zur Viktorianischen Epoche bezeichnet werden darf, von dem stets schneller werdenden Schritt des modernen Lebens überholt wurde, so sind Art und Methode der Liebeskunst heute ganz anders als vor zehn Jahren. Die Liebe ist eine Kunst (gegenwärtig fast eine Wissenschaft), und wie jede andere Kunst tritt sie in mannigfachen Formen auf, von denen jede besondere Gewandtheit, Erfahrung und Uebung verlangt. Besonders hat sich die Liebeskunst in unserem Jahrhundert schnell entwickelt, und zwar ist die Entwicklung des Films ihr Schrittmacher. Wenn wir von den gesellschaftlichen Auswirkungen des Films sprechen, dürfen wir es meines Erachtens als eine seiner wichtigsten Funktionen bezeichnen, daß er den Geschmack und das Verständnis der Menschen in der Liebeskunst bildet und lenkt Die Millionen junger Männer und Frauen, die in Newyork und Buenos Aires, in Norwegen und Albanien, in Moskau und Tokio, in Kansas und Kapstadt, kurz: in der ganzen Welt, täglich die Lichtspielhäuser besuchen, müssen in den Aeußerungen ihrer Liebe durch den Film beeinflußt werden. Sie können nicht brutal oder roh bleiben, sobald sie die verfeinerte Kunst des Liebens kennen gelernt haben. Wenn ein junges Mädchen auf der Flimmerwand gesehen hat, wie eine Greta Garbo oder eine Pola Negri liebt, so kann es sich daheim nicht mehr so verhalten wie einst Mutter und Großmutter. Ein junger Mann, der von einem Roman Novarro, einem Iwan Mosjukin oder einem Douglas Fairbanks gelernt hat, wie er sich die Zuneigung erringt oder erhält, kann nicht so rauh, zudringlich oder nachlässig sein, wie es sonst der Fall gewesen wäre.

Ich finde, daß Filmstars, die in der Liebeskunst Belehrungen erteilen wollen, auch selbst in Liebesdingen unterrichtet und in der Liebe groß sein müssen, um den Vielen als Vorbild dienen zu können. Und wenn wir in der Liebe groß sein wollen, so genügt es nicht, die Menschen in uns verliebt zu machen, sondern wir müssen auch fähig sein zu lieben. Es ist ein altes und übermäßig oft zitiertes Sprichwort, daß „derjenige, welcher am besten küßt, auch die meisten Küsse bekommt“, aber es sagt die Wahrheit. Wir müssen des Gefühls fähig sein und unsere Gefühle pflegen, weil die höchst entwickelte Gewandtheit und Technik der Liebeskunst nutzlos sind, wenn sie nicht dem Gefühl entspringen. Wir können keine liebenswürdige Miene annehmen und keinen unwiderstehlichen Blick in unsere Augen legen, wenn wir nichts empfinden. Und dies ist eins der großen Geheimnisse der Schauspielkunst. Wir müssen in unseren Rollen untertauchen und durch das Leben des Helden oder der Heldin leben, wenn wir den Eindruck der Wirklichkeit erwecken wollen. Ich selbst tauche stets völlig in meinen Rollen unter, und ich glaube, ich könnte nicht anders spielen.

Dasselbe gilt in Liebesdingen. Zu lieben ist gewiß ein Vergnügen, aber wahre Gefühle bedeuten mehr als ein bloßes Vergnügen; sie müssen gehegt und gepflegt werden und unberührt bleiben wie ein Schatz von höchster Kostbarkeit. Ich selbst glaube, daß die Liebe sich mit den Jahreszeiten wandelt.

Staatliche Auszeichnung tüchtiger Hausfrauen in Amerika

In Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, kam man kürzlich auf einen geradezu glänzenden Gedanken: der Staat will besonders tüchtigen Hausfrauen, die sich in irgendeiner Weise durch ihren Hausfrauenberuf verdient machten, eine Belohnung schaffen. Diese Auszeichnung besteht in einer Ehrenmedaille, die die Universität Illinois verleiht.

Wie man uns mitteilt, wurden bisher acht Hausfrauen auf diese Weise öffentlich dekoriert Die Medaille wird erst nach eingehender Beratung einer besonderen Kommission, der „Farm und Home-Conference“, verliehen, die den Wirkungskreis und die beruflichen Erfolge der betreffenden Hausfrau zu überprüfen hat.

Interessant sind die beruflichen Arbeiten der Frauen, die zu jener staatlichen Anerkennung führten, die der prämierten Frau den Titel „Home-Maker“, das ist „Meisterin des Heims“ verleiht. Die Kandidatin muß in der Tat entweder in rein wirtschaftlicher oder in wirtschaftlich-sozialer oder aber in anpflanzungstechnischer Hinsicht Großartiges leisten. Die eine der prämierten Frauen z. B erhöhte den Ertrag der Farm ihres Gatten durch eigene Anpflanzung von Gemüse. Hier handelt es sich nämlich um eine Farmersfrau. Eine andere beherrscht den Haushalt so gut, daß sie an der Universität Vorlesungen über die Technik des Haushaltes halten konnte. Eine dritte z. B. stellte sich in den Dienst der Schulspeisungswohlfahrt, obwohl sie nebenbei noch ihren Haushalt mit acht Kindern zu versehen hat, zwei weitere Frauen erfanden vorzügliche Sparmethoden, eine beschäftigte sich in geradezu wissenschaftlicher Weise mit der Technik der modernen Küche und den Ausnützungsmöglichkeiten für die Allgemeinheit usw.

Man erkennt aus diesem Vorgehen, daß selbst der Staat einzusehen beginnt, welch hohe und verantwortungsvolle Tätigkeit von den Hausfrauen eines jeden Landes geleistet wird.

Goethes letzte Liebe

Zum 30. Todestage Ulrike von Levetzows (13. Nov. 1929).

Von S. Droste-Hülshoff.

Ein paar Hundegräber mit schönen Steinen in einem verwahrlosten Parke, eine Gedenktafel und etliche verblichene Kupferstiche — das ist alles, was heute noch im Schlosse Trzibitz bei Brüx in Böhmen an jene Frau gemahnt, die als blutjunges Mädchen Gegenstand der letzten großen Leidenschaft eines der größten Genies aller Zeiten war, an Ulrike von Levetzow, Goethes letzte Liebe, welche hier auf ihrem Familiengute ihr einsames Leben verbrachte und im November 1899 als sechsundneunzigjährige Greisin zu Trzibitz die Augen für immer schloß.

Sie war noch nicht 17 Jahre alt, als sie Goethe, den damals in ganz Europa berühmten „Geheimen Rat“ aus Weimar, in Marienbad kennen lernte. Den Meister, über dessen Haupt in jenem Sommer 1821 bereits mehr als sieben Jahrzehnte hinweg gezogen waren, erfaßte schon beim ersten Zusammentreffen ein reges Interesse für das hübsche Mädchen, dessen heiter-unbekümmertes Wesen sich von allen anderen Damen seiner Bekanntschaft vorteilhaft unterschied. Er nannte Ulrike sein „schönes Töchterchen“, sich selbst „den lieben Papa“ und scheint anfänglich wirklich nur rein väterlich wohlwollende Gefühle für sie gehegt zu haben.

Es vergehen zwei Jahre. Im Juli und August 1823 gebraucht Goethe wieder die ihm zum Bedürfnis gewordene Kur in Marienbad. Neuerdings begegnet er Ulrike, die mit Mutter und Schwestern ebenfalls „am heißen Quell ihre Tage verbringt“, steht sie fast täglich, oft mehrmals, und nun steigern sich seine Gefühle für das inzwischen herangeblühte Mädchen zu einer leidenschaftlichen Zuneigung, deren Hoffen und Bangen Goethes Herz allmählich derart erfüllt, daß er — wie Zelter sagt — aussieht, „als hätte er die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leib“. Wie einst in den Tagen der Jugend umwirbt Goethe das geliebte Mädchen mit aller Heftigkeit seiner noch immer temperamentvollen Natur; immer wieder sucht er ihm zu begegnen, plündert alle Gärtnereien Marienbads, um der „lieblichsten der lieblichen Gestalten“ die gewaltigsten Blumensträuße senden zu können, bringt ihr Bücher mit eigenhändigen Widmungen, schreibt ihr Gedichte.

Ja, er denkt allen Ernstes daran Ulrike für immer an sich zu binden. Er bearbeitet den Großherzog von Weimar, der auch in Marienbad weilt, so lange, bis dieser dem Jugendfreunde zuliebe in eigener Person im Namen Goethes bei Mama Levetzow um die Hand der Tochter anhält. Aber Frau von Levetzows Lebenserfahrung weiß nicht nur die Vorteile, sondern auch die Nachteile einer so ungleichen Heirat wohl abzuwägen. Und Ulrike? Sie liebt den „freundlichen alten Herrn“, sie bringt ihm warme Sympathie entgegen, aber ihr neunzehnjähriges Empfinden vermag sich doch wohl mit dem Gedanken an einen vierundsiebzigjährigen Gatten nicht recht zu befreunden, sie ist außerstande, ohne weiteres ihr Jawort zu geben. So einigt man sich denn schließlich darauf, noch eine Weile zu warten, damit das ungleiche Paar Zeit fände, sich noch besser aneinander zu gewöhnen.

Wenige Tage nach seinem Geburtstage, den Goethe im beglückenden Beisammensein mit Ulrike verbracht hat, reist der Meister nach Weimar zurück. Schon von Eger aus sendet er an Frau von Levetzow einen Brief, in dem er schreibt, er hoffe, „Ulrike würde nicht ableugnen, daß es eine hübsche Sache sei, geliebt zu werden“. Aber je weiter er sich von der Geliebten entfernt, desto tiefer fühlt er die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche. Eine melancholische Stimmung überfällt ihn, und noch während der Fahrt, im Reisewagen, beginnt er jene „Marienbader Elegie“, in der er seinen Gefühlen ergreifenden Ausdruck verleiht.

In Weimar, wo Goethes Heiratspläne bereits bekannt geworden sind, erwarten den Dichter schwere Kämpfe. Der Kammerrat, Goethes Sohn August, gibt seinem Mißfallen in wohlgesetzten, aber darum nicht weniger deutlichen Worten Ausdruck, und die Schwiegertochter Ot-